

4 Empirie I: Grundlagen und Anwendung der Methode reflexive Fotografie mit Jugendlichen in Korogocho

Im Folgenden wird nach einleitenden methodologischen Reflexionen (Kapitel 4.1) ausführlich auf die Methode reflexive Fotografie eingegangen (Kapitel 4.2–4.4). Dies erfolgt in relativ umfangreicher Weise, da die Arbeit mit dieser Methode in geographiedidaktischen Kontexten neu ist und bisher so noch nicht erprobt wurde. Im Anschluss daran werden die forschungsleitenden Fragestellungen (Kapitel 4.5), die Struktur der Erhebungsphase (Kapitel 4.6) sowie die Fallauswahl (Kapitel 4.7) dargestellt, bevor auf die Bedingungen der Datenerhebung (Kapitel 4.8) und forschungsethische Aspekte (Kapitel 4.7) eingegangen wird.

4.1 METHODOLOGISCHE REFLEXIONEN

Die Auswahl des methodischen Ansatzes mag ein zentrales, wenn nicht gar das entscheidende Kriterium zum Erfolg eines Forschungsvorhabens sein. Itta Bauer (2010, S. 50) unterstreicht die Bedeutung der Wahl der Forschungsmethoden insbesondere bei der Zusammenarbeit mit jungen Menschen in der Erhebungsphase. Sie führt aus, dass die angewendete Methode entscheidenden Einfluss haben könnte, damit die Erfahrungen und Kompetenzen der Befragten auch zum Ausdruck kommen und spricht entsprechenden partizipativen Methoden einen „Anspruch auf demokratische Formen der empirischen Sozialforschung“ (ebd., S. 58) zu. Dies ist – neben der generellen Problematik der Verlässlichkeit statistischer Daten zu afrikabezogenen Kontexten (vgl. Pieterse/Parnell 2014, S. 11) – ein Argument für die Wahl einer qualitativen Methode. Ferner bildet gerade bei geographischer empirischer Forschung auch das *Feld* – der jeweilige untersuchte Raum – einen entscheidenden Ausgangspunkt zur Wahl der passenden Methode.

Je weniger alltäglich der Untersuchungsraum für die/den Forschende(-n) ist, desto gründlicher sollte über die Eignung entsprechender Methoden reflektiert werden. Ein städtischer Slum kann insofern als außergewöhnliches Forschungsfeld bezeichnet werden, da es außerhalb des unmittelbaren alltäglichen Erfahrungshorizonts der/des Forschenden liegt und der Zugang zum Feld zunächst als schwierig einzustufen ist.

Leila Mousa (2013, S. 124) sei hier als Beispiel für eine Forscherin genannt, die in außergewöhnlichen räumlichen Kontexten forscht. Sie wählt als methodische Zugänge für ihre Forschungen zur (Re-)Produktion und (Re-)Präsentation der Lebenswelten in libanesischen Flüchtlingslagern eine Methodentriangulation aus Leitfadeninterviews und teilnehmender Beobachtung sowie die hermeneutische Interpretation kultureller Produkte, wie z.B. Filme. Letzteres hätte sich aufgrund der relativ hohen Anzahl an entsprechenden Produkten, die in den Slums von Nairobi entstehen (hier sind insbesondere Lieder, v.a. Rap, Theaterstücke und (Musik-)Videos zu nennen; vgl. Nyairo 2006; Eberth 2017a), durchaus angeboten. Aufgrund urheberrechtlicher Hürden und insbesondere der Tatsache, dass viele dieser Produkte auf Kiswahili produziert sind, erweist sich diese Möglichkeit allerdings als ungünstig. Zudem wird nur ein Ausschnitt einer vermeintlichen Alltagswelt abgebildet, die ferner eine Repräsentation darstellt, die – weil sie als Kunst zu klassifizieren ist – auch wieder überprägt ist. Insofern bedarf es eines unmittelbaren Zugangs. Für den thematischen Fokus der vorliegenden Arbeit ist dabei klar, dass die Anwendung qualitativer Methoden als sinnstiftend erscheint, da diese in der Geographie insbesondere geeignet sind „to explore some of the complexities of everyday life in order to gain a deeper insight into processes shaping our social worlds“ (Dwyer/Limb 2001, S. 1). Derartige Forschungen ermöglichen es, den prinzipiell schwer zu fassenden *sense of place* bestimmter Personen oder Personengruppen zu erfassen (vgl. ebd., S. 3).

Die teilnehmende Beobachtung weist diesbezüglich gewisses Potenzial auf, da sie einen Einblick in das spontane, nicht-inszenierte Alltagsleben gewährleistet. Auch in den Methodenkanon der Geographiedidaktik hat diese Methode unterdessen Eingang gefunden (vgl. Segbers/Kanwischer 2015). Der spezifische Kontext des räumlichen Umfelds eines Slums lässt allerdings auch diese Methode als ungeeignet erscheinen, da sie die potenziellen Probandinnen und Probanden nicht unmittelbar integriert und die/die Forschende als Voyeur/in missverstanden werden könnte. Daher kann von einer niedrigeren Akzeptanz des Forschungsprojekts seitens der Bewohnenden des Slums ausgegangen werden. So wird betont, dass ein möglichst hohes Maß an Interaktion mit und Partizipation von den Probandinnen und Probanden essenziell ist, wenn der Fokus auf der Akquise von Insider-wissen liegt (vgl. Dwyer/Limb 2001, S. 4). Es ist nicht-domi-

nierendes, lokales Wissen, das so erhoben werden kann und den Kern der Forschung bildet (vgl. ebd., S. 7). Gerade bei Projekten, die als „cross-cultural research“ (Skelton 2001, S. 90) bezeichnet werden können, ist es ratsam Methoden anzuwenden, „that empower the ‚researched‘“ (ebd.). So kann es gelingen, vermeintliche Hierarchien zwischen Forschenden und Beforschten abzubauen und die Probandinnen und Probanden als die eigentlichen Expertinnen und Experten wertzuschätzen. Olaf Kaltmeier vergleicht Forschung ohne Partizipation geradezu mit dem Kolonialismus. Derartige Forschung beute ebenso ihre Quelle aus, wie die Kolonien materiell ausgebeutet worden seien (vgl. 2012, S. 34). Stärker als die teilnehmende Beobachtung vermag es daher die Methode der Urbanen Erkundung, die angelehnt ist an die in der Ethnologie etablierte Methode der *go-alongs*, Probandinnen und Probanden einzubinden (vgl. Manz 2015, S. 140). Sie gilt zudem als geeignet, Wahrnehmungen und Bedeutungszuschreibungen öffentlicher Räume empirisch zu erfassen (vgl. ebd., S. 138). Aufgrund des besonderen Untersuchungsraums und den in Kapitel 1.1 skizzierten autobiographischen Vorerfahrungen des Forschers, offenbaren sich diese Ansätze als nicht geeignet, da sie eine etwaige Dominanz des Blicks des Forschenden begünstigen, weil er die Probandinnen und Probanden stets begleitet und dabei womöglich beeinflusst.

Um Aspekte des Alltagslebens zu erforschen bedarf es daher anderer methodischer Zugänge, solcher, die es ermöglichen „to engage *in-depth* with the lives and experiences of others“ (Dwyer/Limb 2011, S. 1; Hervorhebungen im Original). In Bezug auf die Erforschung von (Alltags-)Kulturen empfiehlt der Soziologe Douglas Harper visuelle Methoden: „Culture is often visual [...] and can be studied visually“ (2012, S. 184). Um eine „identification with place“ (ebd.) zu erforschen – was durchaus konform geht mit der Intention der vorliegenden Studie –, schlägt er die Arbeit mit Fotografien vor (vgl. ebd.). Sollen Formen einer *place identification* sichtbar werden, bedarf es gleichsam einer Charakterisierung des betreffenden Ortes. Wird das Veranschaulichen als eine Art der Charakterisierung verstanden und wird im Veranschaulichen eine elementare Funktion von Bildern erkannt (vgl. Sachs-Hombach 2002, S. 21), dann offenbart sich ein weiteres Argument zur Wahl einer visuellen bzw. visualisierenden Methode. Klaus Sachs-Hombach betont weitergehend, dass es neben der eigentlichen Visualisierung ergänzender Verfahren bedarf, um ‚in das Bild hinein‘ bzw. ‚hinter die Oberfläche des Bildes‘ zu schauen (vgl. ebd.). Eine Beschränkung auf ausschließlich visuelle Daten erscheint daher als nicht hinreichend; um vordergründige oder kurzschließende (Fehl-)Interpretationen visueller Daten zu vermeiden, ist also eine ergänzende Phase der Reflexion des visuellen Produkts bedeutsam. Aus forschungsethischen Gründen wird eine Methode gewählt, bei der Fotogra-

fien im Vordergrund stehen, da der Aufnahmeprozess, anders als etwa bei der Videografie, mittels derer womöglich noch aufschlussreicheres Datenmaterial zu generieren wäre (siehe dazu Dirksmeier/Helbrecht 2013), als weniger voyeuristisch und eher die Privatsphäre der Probandinnen und Probanden bzw. der Bewohnenden des Untersuchungsgebiets während erscheint.

4.2 DIE METHODE REFLEXIVE FOTOGRAFIE

Den in Kapitel 4.1 skizzierten Ansprüchen, die eine für das vorliegende Forschungsvorhaben geeignete Methode erfüllen sollte, genügt die Methode reflexive Fotografie. Bei der Anwendung dieser Methode nehmen die Probandinnen und Probanden selbst – und ohne Begleitung durch die/den Forschende/n – Fotos auf. Diese bilden die Grundlage für ein anschließendes Interview, dessen Fokus aus dem abgebildeten Motiv resultiert und das möglichst offen ohne eine zu starke Steuerung durch die/den Forschende/n zu führen ist. Dadurch wird auch die Notwendigkeit eines Perspektivwechsels und die daraus resultierende erforderliche Hinwendung zum handelnden Subjekt (als Probandin/Proband) berücksichtigt (vgl. Kapitel 2.3). Auch die von Benno Werlen geforderte Wahrung hinreichender Offenheit im Rahmen der Datenerhebung, die es ermöglicht, dass sich die/der Forschende „konsequent auf die Besonderheiten der von Menschen geschaffenen, sinnhaften Wirklichkeiten einlassen [kann]“ (Werlen 2010a, S. 271), gewährt die reflexive Fotografie, die es aufgrund dieses Charakteristikums ermöglicht, „Menschen, denen die Aufmerksamkeit des Forschungsprozesses gilt, möglichst freien Ausdruck zu gewähren“ (Vilsmaier 2013, S. 291). Insofern erweist es sich als entscheidender Vorteil der Methode reflexive Fotografie, dass das Forschungsfeld in hohem Maße den Probandinnen und Probanden überlassen werden kann (vgl. Vilsmaier 2013, S. 295). Dies führt dazu, dass Räume abgebildet werden können, die ansonsten für die/den Forschende/n niemals zugänglich gewesen wären: „[...] the visual approach makes it possible to study subjects, themes and areas that can be studied in no other way“ (Harper 2012, S. 56). Für die Geographie unterstreicht Yi-Fu Tuan diesen Aspekt: *Places*, verstanden als „Fields of care [...] carry few signs that declare their nature: they can be known in essence only from within“ (Tuan 2016, S. 157).

Auch Paulo Freire betont die Bedeutung der Arbeit mit Fotos in sozialräumlichen Forschungskontexten. Er konstatiert, dass Probandinnen und Probanden so eher geneigt seien auszusprechen, was sie wirklich fühlten. Im Vergleich zur Arbeit mit Fragebögen spricht er mit Blick auf den Einsatz von Fotos von einer „reinigende[n] Kraft der Methodologie“ (Freire 1973, S. 99). Die Probandinnen

und Probanden nehmen also nicht nur eine passive Rolle als ‚Beforschte‘ ein, sondern sie partizipieren aktiv und werden selbst zu den eigentlichen Expertinnen und Experten, es handelt sich also um ein „researching with, not on“ (Mizen/Ofosu-Kusi 2006), bei dem „die untersuchte Person [...] zum Lehrer [wird], und die forschende Person lernt“ (Harper 2009, S. 415). Die Begegnung zwischen Forschendem und Probandinnen und Probanden findet also weitestgehend auf Augenhöhe statt (vgl. Hurworth 2012) und es wird ein Miteinander-Forschen anstelle eines Über-Jemanden-Forschen ermöglicht. Damit dies wirklich gelingt, sollte zu Beginn der Erhebungsphase deutlich daraufhin gewiesen werden, dass die Partizipierenden die Motivauswahl tatsächlich selbstständig und unabhängig treffen sollten und es nicht intendiert ist, dass sie jene Motive fotografieren, von denen sie ausgehen, dass sie die/der Forschende erwartet oder als interessant erachtet (vgl. Rose 2016, S. 317). Bettina Kolb verweist darauf, dass es durchaus gelingen kann, dass die Teilnehmenden aufgrund ihrer aktiven Rolle „ihre Themen unabhängig von der theoretischen Erfahrungs- und Vorstellungswelt der ForscherInnen ein[bringen]“ (Kolb 2008, S. 3). Aufgrund eines entsprechend hohen Maßes an Mitgestaltung wird die Methode auch als „partizipativer Forschungszugang“ (Wuggenig 1990, S. 113) bezeichnet, der einen symmetrischen Dialog zwischen Interviewer/in und den Befragten ermöglicht (vgl. ebd., S. 112; siehe auch Kapitel 4.5).

Die Eignung der Methode liegt nicht nur in den Vorteilen während des Prozesses der Datenerhebung. Auch bei den so generierten Daten liegen Stärken dieses methodischen Ansatzes. „Eine fotografische Aufnahme ist vor allem als Bild [...] der Welt des Fotografen und seines Kontextes authentisch“ (Pilarczyk/Mietzner 2003, S. 24). Gerade in aus westlicher Perspektive häufig mit Stereotypen behafteten Räumen können so andere Perspektiven abgebildet werden, wenn als Fotografinnen und Fotografen Einheimische gewählt werden. So sind in Fotografien Spuren „des politischen, kulturellen, sozialen und subjektiven Lebens“ (ebd.) der Fotografierenden zu finden. Dennoch ist eine reine Fokussierung auf Fotos – im Sinne der Autofotografie¹ – nicht ausreichend, da selbst bei gründlicher Analyse selbiger vieles im Verborgenen bleiben kann. Erfahrungen mit der reflexiven Fotografie belegen daher die Bedeutung der Interviews, ohne die es sehr schwierig sein kann, die von den Probandinnen und Probanden aufgenommenen Fotos zu entschlüsseln und adäquat zu deuten: „Im Interview wird die spezifische Lesart eines Fotos deutlich“ (Kolb 2008, S. 5; vgl. auch Dirksmeier 2009, S. 168; Hörschelmann 2015, S. 155; Rose 2016, S. 321). Den Fotos bzw. der Tätigkeit des Fotografierens kommt daher insbesondere eine ‚Türöff-

1 Siehe dazu Dirksmeier (2013).

nerfunktion‘ für das anschließende Interview zu. Dies gilt bezüglich der inhaltlichen Tiefe des Gesprächs, aber auch betreffend der Motivation der Probandinnen und Probanden mit der Folge eines hohen Maßes an Kooperationsbereitschaft. Während dies bei verschiedenen Studien in ähnlicher Weise beobachtet wird (vgl. Holzwarth 2006, S. 202), gilt dies auch für die vorliegende Erhebung. Neben weiteren Gründen ist es die ihr innewohnende Methodenpluralität, die die reflexive Fotografie für den vorliegenden Ansatz als geeignet erscheinen lässt. Eine Pluralität ist schon deshalb gegeben, da es sich um eine Verbindung der Erstellung und Interpretation von Bildmaterial mit Interviews, also Textmaterial, handelt. Dies ist ein Grund dafür, dass die Arbeit mit dieser Methode – im Vergleich zur Anwendung konventioneller Methoden – als wesentlich zeitaufwändiger gilt (vgl. Rose 2016, S. 319). Wenngleich es Studien mit bis zu 88 Probandinnen und Probanden gibt, so ist generell eine Tendenz erkennbar, dass Studien, welche die reflexive Fotografie anwenden, mit einer relativ geringen Anzahl von Probandinnen und Probanden auskommen und etwa nur mit sechs Partizipierenden zusammengearbeitet wird (vgl. ebd.).

Zusammenfassend können folgende Aspekte als Vorteile der reflexiven Fotografie als Forschungsmethode genannt werden (übersetzt nach Rose 2016, S. 315f.):

- Im Vergleich zu anderen Forschungsmethoden werden mittels reflexiver Fotografie andere und intensivere Einblicke in soziale Phänomene möglich.
- Im Vergleich zu konventionellen leitfadengestützten Interviews unterscheidet sich das reflexive Interview durch größere Offenheit und die Möglichkeit einer affektiven, emotionalen Argumentation.
- Die reflexive Fotografie eignet sich insbesondere, um Aspekte des Alltagslebens zu reflektieren, denen für gewöhnlich keine besondere Aufmerksamkeit zukommt.
- In Erhebungen mittels reflexiver Fotografie werden die Probandinnen und Probanden als Expertinnen bzw. Experten ausgewiesen; ihnen kommt eine zentrale Bedeutung im Prozess der Datenerhebung zu.

Weitere Gründe für die Eignung der Methode zur Anwendung im vorliegenden Forschungsvorhaben liegen auch darin, dass gerade in Bezug auf die Erforschung individueller Perspektiven bzw. des *sense of place* eindeutig konstatiert wird, dass sich die reflexive Fotografie als ideale Methode erweist (vgl. Rudersdorf 2016, S. 115; Schulze 2007, S. 552). Für den vorliegenden räumlichen Fokus einer jungen Slumbevölkerung eignet sich die Methode zudem gut, da sie „[is] designed to give a voice to people marginalized by narrow definitions of the

city that exclude the ways that people actually *live* in the cities. This approach sees people not as victims of urbanization but examines how they construct their own lives“ (McLees 2013, S. 284; Hervorhebungen im Original). Dies ist ein Grund, warum die Methode im Kontext postkolonialer Ansätze als angemessen erscheint: „The importance of photo voice in a postcolonial approach in urban geography is that it enables the participants to frame and articulate their experiences, rather than that being left to a colonial gaze of the researcher“ (ebd., S. 293).

4.2.1 Anmerkungen zur Anwendung der reflexiven Fotografie als Forschungsmethode

Als einer der ersten arbeitete John Collier (1967) mit Fotointerviews im Rahmen anthropologischer Forschungen. Die Fotografie setzte er als Stimulus in einem Interview ein (vgl. Kolb 2008, S. 2). So konnte nachgewiesen werden, dass Interviews, die auf Basis eines Fotos geführt wurden, wesentlich tiefgründigere Einblicke ermöglichten und in Bezug auf die Probandinnen bzw. Probanden als „window into his world“ (Harper 2012, S. 159) bezeichnet werden konnten. In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich die Methode „photo elicitation“ (Harper 2002, S. 13), bei der ein externes Foto in ein Interview integriert wird: „Photo elicitation is based on the simple idea of inserting a photograph into a research interview“ (ebd.). Um die Arbeitswelt eines Mechanikers zu erforschen, hat Douglas Harper als Vertreter der visuellen Soziologie dabei teilnehmende Beobachtung, Fotografie und Interviews im Sinne einer Methodentriangulation verbunden. Er fotografierte seine Probandinnen bzw. Probanden an deren Arbeitsplätzen und eröffnete über die Fotografie ein Gespräch über die berufliche Tätigkeit der selbigen (vgl. Harper 1987, S. 12ff.).

Aus ersten Erfahrungen mit diesem Ansatz entwickelte sich sodann die Frage: „Who should take the photos“ (ebd.)? Im Zuge des „photovoice movement“ (Harper 2012, S. 175) wird mit der reflexiven Fotografie in der Hinwendung zum Subjekt die Antwort auf diese Frage gefunden: Die späteren Interviewpartnerinnen und -partner nehmen zunächst Fotos selbst auf (vgl. Holzwarth 2006, S. 202). In diesem Zusammenhang ist Ulf Wuggenig zu nennen, der diese Methode als Fotobefragung weiterentwickelte. Er betont die Bedeutung des selbstständigen Fotografierens der Probandinnen und Probanden mit einer Sofortbildkamera zur Erforschung von Lebensstilen und Subjekt-Objekt-Beziehungen in milieu-biographischen Forschungen (vgl. Wuggenig 1990, S. 110).

Die Methode wird im Rahmen von vornehmlich sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekten zu unterschiedlichen konkreten thematischen Fokussierun-

gen angewendet. Die Arbeit mit Fotografien zur Erforschung von Familienstrukturen wird u.a. von Richard Chalfen (1998), Marianne Hirsch (1997) und Jo Spence und Patricia Holland (1991) geprägt.

Antje Langer (2007) hat im Rahmen ethnografischer Forschung Fotografien von Probandinnen und Probanden erstellen lassen; diesen lag – im Unterschied zum vorliegenden Material – ein hohes Maß an Inszenierung zugrunde. Hinsichtlich des vorliegenden Ansatzes sind die Vorgehensweisen von Caroline Wang und Mary Ann Burris (1997) bzw. Caroline Wang et al. (1998) interessant, die mit Frauen im ländlichen Raum Chinas in Bezug auf das Thema Gesundheitsversorgung zusammenarbeiteten. In der Tradition Paulo Freires stehend, führten sie Aktionsforschungen über längere Zeiträume durch und ließen dabei Fotos aufnehmen, die als Stimulus für Interviews dienten. Ihre Intention lag dabei nicht nur auf dem Erheben von Daten, sondern auf einer Veränderung der sozialen Situation durch *empowerment* und soziales Lernen der Partizipierenden im Laufe des Forschungsprozesses. In dieser Forschungsarbeit wird deutlich, dass den Dorfbewohnerinnen gleichsam eine Stimme verliehen wird, die es ihnen ermöglicht, Anliegen und Probleme zu artikulieren. Gillian Rose schlägt den Begriff „photovoice“ (2016, S. 315) für derartige Aktionsforschungen vor, während sie die Anwendung der reflexiven Fotografie im Rahmen regulärer Forschungsprojekte als *photo-elicitation* bezeichnet. Ihr Begriffsverständnis unterscheidet sich damit im Detail von jenem von Douglas Harper². Sehr ähnlich sind auch die ebenfalls unter dem Begriff *Photovoice* kommunizierten Ansätze, die u.a. von Svenja Weitzig (2016) angewendet wurden. Mittels dieser Methode konnte sie Lebenswelten geistig behinderter Menschen sichtbar machen. Beziehungen und Praktiken im Umfeld sog. „urban open-space farms“ (McLees 2013, S. 284) in Dar es Salaam, Tansania, hat Leslie McLees (2013) u.a. mittels der Methode *photo voices* erforscht. Ähnlich wie es eines der Ergebnisse dieser Arbeit ist, fasst auch sie ihre Ergebnisse zusammen: „This method provided a way of literally see beyond colonial images of poverty and dystopia that characterize informal work in cities of the Global South and instead reveals the intricate relationships, social safety nets, and sources of pride and pleasure in daily urban life“ (McLees 2013, S. 293). Yaw Ofosu-Kusi hat die Methode mit Straßenkindern in

-
- 2 Anders als der Soziologe Douglas Harper nutzt die Geographin Gillian Rose den Begriff *photo elicitation* als Synonym für reflexive Fotografie, während sie die so von Douglas Harper bezeichneten methodischen Ansätze mit dem Begriff *photo documentation* benennt (vgl. Rose 2016, S. 308). Als Bezeichnung der reflexiven Fotografie im Englischen ferner gebräuchlich sind die Begriffe „reflexive photography“ (Schulze 2007) und „hermeneutic photography“ (Hagedorn 1994).

den Slums von Accra, Ghana, angewendet. Er sieht auch das Potenzial, dass „people who might be considered as ‚marginalised‘ [...] were elevated to become ‚agents of their own inquiry‘“ (2017, S. 111). Während sich sein Ansatz durchaus von dem der vorliegenden Studie unterscheidet, besteht die Gemeinsamkeit, dass auch die Straßenkinder in Accra die Räume ihres Alltags als „home and community“ (ebd.) konstruieren bzw. visualisieren. Gillian Rose verweist im Rahmen eines umfassenden Überblicks über entsprechende Forschungsarbeiten mit Obdachlosen und Kindern darauf, dass die Methode insbesondere zur Erforschung der Raumwahrnehmung benachteiligter sozialer Gruppen in Städten eingesetzt wird (vgl. Rose 2016, S. 317).

Im Bereich der deutschsprachigen Geographie sind die Arbeiten Peter Dirksmeiers grundlegend, da dieser als einer der ersten im Rahmen einer umfangreichen wissenschaftlichen Studie die Methode reflexive Fotografie in der deutschsprachigen Geographie angewendet und erprobt hat. Neben einer empirischen Studie zum Thema „Urbanität als Habitus“ (Dirksmeier 2009), die Formen und Praktiken städtischen Lebens in ländlichen Räumen in den Blick nimmt – und dabei nicht die zuvor von Gillian Rose genannten Bevölkerungsgruppen fokussiert –, hat er auch methodologische Abhandlungen (Dirksmeier 2007; 2013) vorgelegt. Er macht deutlich, dass – gerade weil die Interviewten die Fotos zuvor selbst aufgenommen haben – die Interviews einen intensiveren Verlauf nehmen können, da sich die Interviewten durch die Auswahl der Motive bereits intensiv mit der Thematik auseinandersetzen mussten (vgl. Dirksmeier 2009, S. 168; vgl. auch Rudersdorf 2016, S. 113). Das Interview bietet die Gelegenheit, die der Auswahl zugrunde liegende Intention näher zu begründen und die Bedeutsamkeit des Dargestellten für die eigene Lebenswelt konkreter zu reflektieren. „Die dem Interview vorgängige Aufnahme der Fotografien erlaubt bei den Probanden ein tieferes, reflexiveres Denken“ (Dirksmeier 2013, S. 90). Inga Hornei betont neben der Qualität der Inhalte der Interviews den „lebensweltbasierten Anreiz“ (2013, S. 137), den die Fotos bieten könnten. Dieser kann als einer der Gründe für die in der Regel hohe Motivation der Probandinnen und Probanden gesehen werden.

Der Frage „Kann man den *sense of place* fotografieren?“ ist Nora Rudersdorf (2016; Hervorhebungen im Original) in Aachen und Bonn nachgegangen. Hinsichtlich der theoretischen Bezüge weist ihre Arbeit Anknüpfungsmöglichkeiten zum vorliegenden Projekt auf. Bedeutungsvolle Orte von Kindern und Jugendlichen ließen Marisol Clark-Ibanez (2007), Samuel Dennis et al. (2009; mit einem zusätzlichen Fokus auf der Verortung der ausgewählten Orte) und Linda Liebenberg (2009) von ihren Probandinnen und Probanden aufnehmen. In Bildungskontexten wurde die Methode von Salome Schulze (2007) zur Erforschung von

Raumkonstruktionen Studierender an südafrikanischen Universitäten im Kontext von Transformationsprozessen eingesetzt. Im Zusammenhang mit unterrichtlichen Situationen bzw. Evaluation sind insbesondere Michael Schratz und Ulrike Steiner-Löffler (1998) sowie Richard Walker (1993) zu nennen.

Die Ausführungen Douglas Harpers übersetzend fasst Alexandre Métraux die unterschiedlichen Varianten im Umgang mit Fotos in den verschiedensten empirischen Studien unter dem Sammelbegriff „fotogeleitete Hervorlockung“ (Harper 2009, S. 415) zusammen. Der Begriff impliziert, dass die primäre Bedeutung nicht auf dem Foto selbst, sondern auf etwas anderem, das mithilfe des Fotos ‚hervorgeholt‘ werden soll, liegt und erst im Rahmen der Interpretation des Fotos bzw. des begleitenden Interviews umfassender sichtbar wird. Daher „[...] verlieren die Fotos ihren Anspruch auf Objektivität. Das Vermögen der Fotografie besteht nunmehr darin, die Subjektivität derer freizusetzen, die ein Bild anders sehen als die Sozialforscher“ (ebd.). Die Methode steht damit im Kontext des *visual turns*, der für die Diskussion über „Aneignungs- und Herstellungspraktiken von Visualisierungen und deren Bedingungen“ (Kogler 2018, S. 262) steht.

4.2.2 Semantiken des Bildes

„[...] different sorts of [...] images offer views of the world; they render the world in visual terms. But this rendering, even by photographs, is never innocent. These images are never transparent windows into the world. They interpret the world; they display it in very particular ways; they represent it“ (Rose 2016, S. 2). Diese Ausführungen Gillian Roses zusammenfassend muss kritisch konstatiert werden: „all data, visual or otherwise, are constructed“ (Harper 2012, S. 8). Während Pierre Bourdieu (1993, S. 83) ausführt, dass dieser Konstruktionsakt von den Akteurinnen und Akteuren und der/dem Forschenden gleichermaßen vollzogen wird, stellen Antje Schlottmann und Claudia Wucherpfennig (2015, S. 136) zur Diskussion, ob und inwiefern die Bedeutung von Bildern bei denjenigen liege, die sie produzieren und veröffentlichen. Aus diesem Verständnis heraus kann nicht mehr von einem reinen „Abbild-Charakter“ (ebd.) von Bildern ausgegangen werden. Horst Bredekamp betont den realitätskonstituierenden Charakter von Bildern: „Bilder können nicht vor oder hinter die Realität gestellt werden, weil sie diese mitkonstruieren. Sie sind nicht deren Ableitung, sondern eine Form ihrer Bedingung“ (2015, S. 320).

Die Methode der reflexiven Fotografie trägt diesem Ansatz insofern Rechnung, als bei der Betrachtung der Fotos und insbesondere im Zusammenhang mit den korrespondierenden Interviews die/der Produzierende des Fotos in den Vordergrund rückt und so der Entstehungskontext transparent gemacht wird – und in

einer weiteren ‚Verwendung‘ der Fotos auch transparent gemacht werden muss bzw. sollte (vgl. Kapitel 6.6). Ist dies der Fall, wird deutlich, dass ein kritisch-reflexiver Umgang mit visuellen Medien essenziell und insofern eine Abkehr von einem mimetischen Verständnis von Bildern notwendig ist (vgl. ebd.; vgl. Kapitel 6.6). Dennoch muss klar sein, dass immer – d.h. unabhängig vom Entstehungskontext bzw. der Art und Weise und Ursache des Entstehens – in Bildern (nur) bestimmte Wirklichkeiten abgebildet und andere ausgeblendet werden. Es bedarf also einer veränderten Haltung zum Bild: „Das Erkenntnisinteresse für die wissenschaftliche und die didaktische Arbeit mit Bildern zielt nicht mehr quasi nomothetisch auf die Freilegung von Realität ‚hinter dem Bild‘, sondern auf die Prozesse und Strukturen von Gesellschaft (und Bildung), in welche Bilder wirkmächtig eingebunden sind“ (Schlottmann/Wucherpennig 2015, S. 137). Bei der Auswahl von Bildern für den Schulunterricht bedarf es daher des Bewusstseins um diese Wirkmächtigkeit und einer sensiblen Integration visueller Medien in den Unterrichtskontext. Kathrin Hörschelmann stellt in diesem Zusammenhang die Frage, „ob und inwiefern Sozialisation in Bildern ablesbar ist“ (2015, S. 153). Diese Frage impliziert neben dem Dargestellten auch das Nicht-Dargestellte und ist in Bezug auf in den Slums lebende Jugendliche hinsichtlich des denkbaren Habitus‘ des ‚Handaufhaltens‘ interessant: Könnte es nicht im Interesse der Jugendlichen sein, möglichst negative Motive für ihre Fotografien auszuwählen, um bei dem deutschen Forschenden Mitleidsgefühle zu erwecken und in der Folge womöglich finanzielle Unterstützung zu generieren? Dies wäre ein nachvollziehbares Szenario, da durch die teils sehr massive Präsenz von NGOs in den Slumgebieten Nairobis eine entsprechende Sozialisation vorstellbar wäre bzw. dies im Diskurs um Entwicklungszusammenarbeit bisweilen als ‚Bemutterungsnetzwerk‘ und ‚Entwicklungshilfe-Industrie‘ diskutiert wird (vgl. Gerhardt 2011, S. 370). Dieses Beispiel zeigt die Bedeutung der Interviews. Die reine Autofotografie wäre also nicht hinreichend gewesen, sondern es besteht die Notwendigkeit, die reflexive Fotografie als Methode anzuwenden. Dieser Aspekt möglicher sozialer Erwünschtheit wird in Kapitel 4.8.4 konkreter reflektiert.

4.2.3 Zur Relation von Bild und Text

Während die Schrift traditionell als dem Bild überlegen galt und von einer Konkurrenz zwischen Bild und Schrift gesprochen werden kann (vgl. Sachs-Hombach 2002, S. 9), werden mittels der reflexiven Fotografie zwei Arten von Daten – visueller und schriftlicher Art – erzeugt, die allerdings nicht in Konkurrenz zueinander stehen, sondern sich unmittelbar aufeinander beziehen und somit als Zusammenhang zu verstehen sind. Das Verhältnis von Bild und Text muss daher

relativiert werden: „Indem die Reflexion von Bildern höchste Ansprüche an Sprache stellt, ist sie deren Verbündeter“ (Bredenkamp 2015, S. 62). Verschiedene Disziplinen bieten unterschiedliche Methoden zur Bildinterpretation³ an. Gerade weil im Rahmen des vorliegenden Forschungsdesigns Fotografien aus dem Grund eingesetzt werden, dass sich der Forschende weitestgehend aus der Datenerhebung zurückziehen kann, wäre es nicht angemessen, nun doch die Aufnahmen selbst bzw. separat vom Text zu interpretieren. Eine Überlastung des Bildmaterials mit eigenen Interpretationen, wie Andreas Schelske (2005, S. 264) es ausgedrückt hat, sollte also vermieden werden. Die narrativen Interviews können daher gleichsam auch als Interpretation der Fotos verstanden werden. Insofern werden nur diese Interviews seitens des Forschenden interpretiert, nicht aber die Fotos selbst. Auch die Kategorienbildung erfolgt über die Interviews. Gerade durch die korrespondierenden Interviews gelingt es, den Kontext stärker einzubeziehen: Sowohl den räumlichen Kontext, als auch Informationen über die Fotografierenden. Die Forderung nach Einbeziehung des Kontextes wird im Diskurs um verschiedene Verfahren der Bildinterpretation immer lauter, gerade auch um kurzsichtige Fehlschlüsse zu vermeiden (vgl. Fuhs 2006, S. 208). Durch die Aussagen in den Interviews kann auch analysiert werden, „ob der fixierte Moment, der auf dem Foto zu sehen ist, nur eine winzige Impression eines flüchtigen Augenblicks ist oder ob er eine verdichtete Form zentraler Sinngehalte einer Kultur darstellt“ (ebd., S. 209). Dieser Frage wird im Rahmen eines Fazits der Auswertung unter anderem nachzugehen sein (siehe Kapitel 5). Horst Bredenkamp zeigt auch eine anders akzentuierte als die soeben geschilderte Bedeutung von Bildern auf und weist darauf hin, dass das Faszinosum des Mediums Bild gerade in seinem Ausdruck liege: „Weder durch Gefühlsleistungen noch durch sprachliche Abstastungen können sie [Bilder] vollständig in jene menschliche Verfügung zurückgeführt werden, der sie ihre Entstehung verdanken. [...] Einmal geschaffen, wird es [das Bild] unabhängig [...]“ (2015, S. 29). Dies unterstreicht die starke, ja bisweilen machtvolle Wirkung des Bildes und zeigt, dass die in den Interviews mit den Fotografinnen und Fotografen erhobenen Zusatzinformationen bedeutungstragend sind, um die Autonomie des Bildes zu relativieren und gerade in Bildungsprozessen die Lesart des Fotos zu diskutieren.

3 So legt Bohnsack (2011) etwa ein konkretes Verfahren vor, Marotzki/Niesyto (2006) geben einen Überblick über verschiedene Analysevarianten, während Kauppert/Leser (2014) unterschiedliche Ansätze vergleichen und Müller et al. (2014) die Grenzen der Bildinterpretation aufzeigen.

4.3 REFLEXIONEN ZUR ROLLE DES FORSCHENDEN IM FORSCHUNGSPROZESS: POSITIONALITÄT

Steht die Erforschung der Innensicht auf Alltagsleben im Zentrum eines Forschungsprozesses, kommt der Positionalität als dem Ort der/des Forschenden insofern Bedeutung zu, als das empirische Arbeiten je nach Rolle der/des Forschenden nicht unerheblich beeinflusst werden kann.

„Der Ort des Forschenden ist [...] von zentraler Bedeutung, als dieser selbst raumkonstitutiven Charakter besitzt. Mit ihm eröffnet sich ein Forschungsraum, der in raumbezogener Forschung eine weitreichende Herausforderung bildet. Denn hierin stoßen wir auf eine Verschränkung von Erkenntnisgegenstand und Akt der Erkenntnisgenese, die als ebenso konstitutives Element des Wissen Schaffens zu berücksichtigen ist wie die Wahl der Methode oder Ausgangsthesen, um Ergebnisse entsprechend deuten und Schlussfolgerungen ziehen zu können“ (Vilsmaier 2013, S. 291).

Der Ort des Forschenden verändert sich im vorliegenden Forschungsdesign zunehmend, und es könnte ergänzt werden, zum Negativen. Während im ersten Schritt der Datenerhebung (Aufnahme von Fotografien durch die Partizipierenden) eine sehr große Offenheit bzw. ein sehr großer Freiraum für die Probandinnen und Probanden besteht – der Forschende also gleichsam am Rande des Forschungsfelds steht –, ändert sich diese Position im zweiten Schritt (Interviews) insofern, als der Forschende tendenziell einen größeren Einfluss gewinnt und mit dem Risiko einer Beeinflussung der Probandinnen und Probanden konfrontiert wird. Um dieses Risiko zu minimieren, werden quasi-narrative Interviews geführt, die – im Unterschied etwa zu leitfadengestützten Interviews – der/dem Interviewten ein hohes Maß an Gestaltungsspielraum lassen, da sie/er eigene thematische Schwerpunkte in ihren/seinen Ausführungen setzen kann. Der dritte Schritt, die Interpretation der Daten, obliegt dem Forschenden und wird somit von ihm beeinflusst. Um diesen Einfluss nicht abzuschwächen, aber im wissenschaftlichen Diskurs thematisch zu verorten, werden daher Teilergebnisse der empirischen Erhebungen zu vergleichbaren Bezügen aus der Fachliteratur in Bezug gesetzt (siehe Kapitel 5.1.2). Damit wird versucht, neben der Notwendigkeit des Gewährleistens hinreichender Offenheit bei der Datenerhebung, auch ein bescheidenes Maß an Nachvollziehbarkeit der Forschung zu geben; eine Nachvollziehbarkeit, die im Sinne einer Einordnung in einen breiteren sozial- und stadtgeographischen bzw. entwicklungspolitischen Diskurs zu verstehen ist (vgl. Vilsmaier 2013, S. 292).

Trotz der beschriebenen Herangehensweise muss aber auch klar sein, dass eine vollkommene Vermeidung eines subjektiven Einflusses des Forschenden nicht möglich ist. Insofern gilt auch für den vorliegenden Ansatz – wie für alle qualitativen Studien – dass, insbesondere im Zusammenhang mit der Interpretation der Interviews, eine Beeinflussung des Forschenden zwangsläufig gegeben ist. Diese hängt mit den Vorerfahrungen und -kenntnissen zusammen: Der Verfasser dieser Arbeit hat 2009 an einer *non formal school* in Mathare North, einem benachbarten Slumgebiet von Korogocho, gearbeitet und hat sich seitdem intensiv mit den Lebensbedingungen in Nairobis Slumgebieten auseinandergesetzt, sowohl im Rahmen persönlicher Kontakte und entsprechendem Austausch als auch durch Auswertung wissenschaftlicher und journalistischer Literatur (siehe dazu konkreter Kapitel 4.8.2).

4.4 REFLEXIVE FOTOGRAFIE ALS PARTIZIPATIVE FORSCHUNGSMETHODE

In den vorausgehenden methodologisch-methodischen Reflexionen wird die Eignung der Methode reflexive Fotografie für das vorliegende Forschungsvorhaben mit dem hohen Grad der Partizipation der Probandinnen und Probanden begründet. Neben Gillian Rose (2016, S. 316f.) weist auch Hella von Unger (2014, S. 69ff.) die reflexive Fotografie bzw. *photovoice* als besonders geeignete Methode zur Anwendung im Rahmen partizipativer Forschungsprojekte aus. Sie definiert Partizipative Forschung als „Oberbegriff für Forschungsansätze, die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen. Ziel ist es, soziale Wirklichkeit zu verstehen und zu verändern“ (von Unger 2014, S. 1). Partnerschaftliches Erforschen und Verstehen sozialer Wirklichkeiten im gemeinsamen Gespräch erfolgen im Rahmen der vorliegenden Erhebung. Der Anspruch einer Beeinflussung oder Veränderung kann dem Projekt allerdings zunächst nicht zukommen, da keine konkreten Veränderungsmaßnahmen in Korogocho realisiert werden – was auch nicht das Ziel des Forschungsansatzes ist, etwa im Unterschied zur Aktionsforschung (siehe dazu Freire 1973; von Unger 2014, S. 13ff.). Es ist allerdings möglich, dass ein *empowerment* der Partizipierenden allein schon deshalb erfolgt, weil sie überhaupt an der Erhebung teilhaben und diese mitgestalten können. Die eigentliche Veränderung oder Beeinflussung erfolgt erst im Rahmen der Interventionsstudie, die in Empirie II mit Schulklassen in Deutschland durchgeführt wird, da deren Intention in der Veränderung des Blicks auf das und des Bildes vom Leben in einem Slum liegt.

Mittels eines Bezugs zum Stufenmodell der Partizipation nach Michael T. Wright et al. (2010, S. 42) kann dennoch legitimiert werden, dass die Erhebungsphase von Empirie I den Anspruch einer partizipativen Forschung zu erfüllen vermag. Dieses weist neun Stufen von der Nicht-Partizipation auf der unteren Ebene bis zur über die Partizipation hinausgehenden Selbstorganisation im oberen Bereich aus. Die unteren Stufen „Instrumentalisierung“ und „Anweisung“ sollten in Forschungsprojekten generell vermieden werden, da Probandinnen und Probanden möglichst nicht bzw. wenig beeinflusst werden sollten. Als „Vorstufe der Partizipation“ werden „Information“, „Anhörung“ und „Einbeziehung“ genannt. Diese Bereiche treffen durchaus auf die vorliegende Erhebung zu, da den Probandinnen und Probanden zu Beginn der Zusammenarbeit, in einer Phase unmittelbar vor der tatsächlichen Erhebung, grundlegende Informationen übermittelt werden. Bezüglich der Organisation der Erhebung werden die Probandinnen und Probanden einbezogen und können eigene Präferenzen äußern. Die konkrete Erhebungsphase erfüllt die Ansprüche der Stufe „Partizipation“. „Mitbestimmung“, „Teilweise Entscheidungskompetenz“ und „Entscheidungsmacht“ werden als Charakteristika von Partizipation genannt. Bezüglich der technischen Durchführung können die Probandinnen und Probanden das Prozedere mitbestimmen. So haben sie sich etwa gegen die Nutzung von Einweg- und für die Nutzung von Digitalkameras ausgesprochen. Entscheidungsmacht wird den Probandinnen und Probanden während der Phase des Fotografierens übertragen, da sie bezüglich der Auswahl ihrer Motive nicht vom Forschenden beeinflusst werden und sie selbst entscheiden müssen, was sie aufnehmen und abgebildet wissen wollen. Die Phase des Interviews bietet zumindest eine teilweise Entscheidungskompetenz, da selbiges nur wenig vom Interviewenden gelenkt wird und die Probandinnen und Probanden die Möglichkeit haben, die inhaltliche Richtung des Interviews aus den Fotos zu generieren und sie somit die Schwerpunkte selbst bestimmen können (siehe Abb. 4.1). Das Modell verdeutlicht anschaulich, dass es die Anwendung der Methode reflexive Fotografie tatsächlich vermag, Probandinnen und Probanden aufrichtig partizipieren zu lassen, was auch Vera Brandner (2018, S. 98) verdeutlicht, die der reflexiven Fotografie ein hohes Maß an Partizipationsmöglichkeit und Prozesshaftigkeit zuspricht.

Abbildung 4.1: Legitimation der empirischen Erhebung (Empirie I) als partizipatives Forschungsprojekt mithilfe des Stufenmodells der Partizipation; die entsprechenden Phasen der vorliegenden Erhebung sind kursiv gekennzeichnet



Quelle: Eigene Darstellung; verändert und ergänzt nach Wright et al. 2010, S. 42, in Anlehnung an Brandner 2018, S. 98

4.5 FORSCHUNGSLEITENDE FRAGESTELLUNGEN

Die konkreten forschungsleitenden Fragestellungen für die Erhebung in Koro-gocho sind bewusst sehr allgemein gehalten, damit den Partizipierenden ein möglichst hohes Maß an Mitgestaltungsspielraum gegeben wird. Dennoch nehmen die Fragestellungen unmittelbaren Bezug zum theoretischen Rahmen dieser Arbeit, indem das Konzept *place* konkret benannt wird (siehe dazu Kapitel 2.3.2):

- Wie konstruieren Jugendliche in Korogocho ihren Wohnort als *place*?

Der Begriff des Konstruierens von Raum als einen Ort mit Bedeutung bezieht sich zunächst auf die Wahrnehmung des Raumes durch Individuen. Auf die selektive Perzeption folgt die Bewertung räumlicher Phänomene und ein Bewusstmachen der jeweiligen Form der Raumaneynung. Durch die transparente Darstellung dieser Raumaneynung – im vorliegenden Fall durch Bild und Text –

kann auf die Raumkonstruktionen zurückgeschlossen werden (siehe auch Kapitel 1.2.4).

Eine weitere forschungsleitende Frage nimmt konkreter Bezug auf spezifische Strukturen vor Ort (vgl. Kapitel 2.3.2 und 3.4):

- Inwiefern trägt ein *sense of place* dazu bei, dass bei den Jugendlichen eine Motivation für ein zivilgesellschaftliches Engagement zur Mitgestaltung des räumlichen und sozialen Umfelds entsteht?

Ungeachtet neuerer Diskussion zur Hypothesenbildung in qualitativen Forschungsdesigns wird im vorliegenden Fall ganz bewusst auf die Formulierung von Hypothesen verzichtet, um die Erhebung möglichst wenig durch das Vorwissen des Forschenden zu beeinflussen und den Probandinnen und Probanden hinreichend Offenheit einzuräumen (vgl. Meinefeld 2009, S. 266ff.).

4.6 STRUKTUR DER ERHEBUNGSPHASE

Die Zusammenarbeit mit Jugendlichen aus Korogocho mit dem Ziel der Datenerhebung fand während eines vierwöchigen Aufenthalts des Verfassers dieser Arbeit im Juli/August 2014 in Nairobi statt. Wenngleich sich die Erhebungsphase insgesamt also über einige Wochen hinzog, beschränkte sich die Kooperation mit den einzelnen Fällen auf jeweils etwa einen halben Tag. Auf eine ca. 30-minütige Phase des Kennenlernens und des Austauschs allgemeiner Informationen über das Forschungsprojekt folgte unmittelbar die 60-minütige Phase des eigenständigen Aufnehmens von Fotos durch die Probandinnen und Probanden. Der Arbeitsauftrag für diese Phase lautete: *Take up to three photos of things, places or people which or who are important in your everyday life*. Die Formulierung dieses Arbeitsauftrags orientiert sich an der exemplarisch von Benno Werlen zur Erforschung des subjektiven Umweltverhaltens im Kontext wahrnehmungs- und verhaltenszentrierter Sozialgeographie formulierten Forschungsfrage „Was halten die Individuen in ihrer Umwelt für wichtig?“ (Werlen 2008, S. 240). Im Anschluss an die Phase des Aufnehmens von Fotos wurden die gesondert zu thematisierenden Motive ausgewählt und es wurde ein geeigneter Ort aufgesucht, um im Rahmen des reflexiven Interviews über diese ins Gespräch zu kommen. Die Dauer dieser Interviewphasen variierte von Fall zu Fall; im Durchschnitt dauerten die Interviews jeweils etwa eine Stunde. An diese offiziellen Phasen der Erhebung schloss sich zumeist eine informelle Phase des *socializens* an, insofern als der Forschende, der *gatekeeper* und bisweilen einige der Proban-

dinnen und Probanden gemeinsam in ein Restaurant vor Ort einkehrten. Diese informelle Phase wird hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Es wurden in diesem Rahmen keine weiteren Daten erhoben. Einen Überblick über die Struktur der Erhebungsphase gibt Abb. 4.2.

Abbildung 4.2: Struktur der Erhebungsphase

1. Phase	2. Phase	3. Phase
Kennenlernen und Austausch allgemeiner Informationen zum Forschungsprojekt und zur Vorgehensweise	Eigenständiges Aussuchen von Motiven und Aufnehmen von Fotos durch die Partizipierenden	Reflexives, quasi-narratives Interview
ca. 30 min	ca. 60 min	ca. 60 min
Vorstufe der Partizipation	Partizipation	Partizipation

Quelle: Eigene Darstellung

Die Konzeption der Erhebungsphase ist an den Überlegungen Henri Lefebvres zur Dialektik der Raumproduktion angelehnt, sodass ein klarer Bezug zu diesen theoretischen Grundlagen gegeben ist (vgl. Kapitel 2.2). Konkretisieren lassen sich diese Bezüge wie folgt (in Anlehnung an Günzel 2017, S. 78):

- Räumliche Praxis
Wie empfinden Jugendliche, die in Korogocho leben, ihre Räume des Alltags, wie nehmen sie diese wahr?
Fotografieren als performativer Akt, um Routinen des Alltagslebens abzubilden
- Repräsentationen des Raumes
Wie präsentieren Jugendliche, die in Korogocho leben, ‚ihren‘ Raum?
Auswahl und Präsentation selbst aufgenommener Fotos gegenüber dem Forscher
- Räume der Repräsentation
Welche Bedeutung wird dem Raum beigemessen?
Darstellung der Bedeutungszuschreibung im Rahmen des reflexiven Interviews (z.B. „slum as home“)

4.7 FALLAUSWAHL

„The basic meaning of place, its essence, does not therefore come from locations, nor from trivial functions that places serve, nor from the community that occupies it, nor from superficial and mundane experiences – though these are all common and perhaps necessary aspects of places. The essence of place lies in the largely unselfconscious intentionality that defines places as profound centres of human existence. There is for virtually everyone a deep association with and consciousness of the places where we were born and grew up, where we live now, or where we have had particularly moving experiences. This association seems to constitute a vital source of both individual and cultural identity and security, a point of departure from which we orient ourselves in the world“ (Relph 1976, S. 43).

Die Ausführungen des zweiten Kapitels werden in diesem Zitat Edward Relphs ein Stück weiter geführt, da die Bedeutung des Geboren- und Aufgewachsen-seins an einem bestimmten Ort herausgestellt wird. Dieser Aspekt ist auch ein wichtiges Kriterium zur Mitarbeit am vorliegenden Forschungsprojekt: Alle Probandinnen und Probanden sind in Korogocho geboren, dort aufgewachsen und leben zum Zeitpunkt der Erhebung nach wie vor in Korogocho. Es wird also mit Vertreterinnen und Vertretern einer Generation zusammengearbeitet, die das Leben in einem Dorf im ländlichen Raum Kenias nie kennengelernt hat⁴.

Aufgrund der demographischen Struktur vor Ort (vgl. Kapitel 3.3), aber auch weil die Daten für ein Unterrichtskonzept für den Geographieunterricht aufgearbeitet werden sollen und sie sich insofern an Jugendliche richten, wird ausschließlich mit Jugendlichen zusammengearbeitet.

Jugendliche werden definiert als junge Menschen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren (vgl. UNESCO o.J., o.S.). Ein stärkerer Einbezug dieser Altersgruppe in partizipative Forschungsprojekte wird durchaus gefordert: „Ob und inwieweit Jugendliche sich selbst in einen globalen Bezugsrahmen setzen, lässt sich nur beantworten, wenn Jugendliche als AkteurInnen gesehen werden und in der Forschung zu Wort kommen“ (Reitsamer 2010, S. 402). Kontakt zu Jugendlichen, die Interesse an einer Mitarbeit in diesem Forschungsprojekt hätten, konnte über einen *gatekeeper*⁵ hergestellt werden. Dieser wiederum wurde vermittelt von einem kenianischen Freund des Verfassers dieser Arbeit, der inzwischen außerhalb Nairobis lebt, aber von 2008–2011 auch in Korogocho wohnte. Der *gatekeeper* organisierte zunächst den Kontakt zu zwei Jugendlichen aus Korogocho. Als die Zusammenarbeit mit diesen beiden Personen begonnen hatte, wurden immer

4 Mit Ausnahme zeitlich begrenzter Aufenthalte im Sinne von Besuchen.

5 Zur Bedeutung des *gatekeepers* in qualitativen Studien siehe Merkmens (2009, S. 288).

mehr Jugendliche auf das Projekt aufmerksam. Einem Dominoeffekt ähnelnd, bekundeten immer mehr Jugendliche ihr Interesse an einer Mitarbeit.

Außer dem Alter und der Herkunft gab es keine weiteren Auswahlkriterien, sodass mit den jeweils ersten interessierten Jugendlichen die Zusammenarbeit aufgenommen wurde. Die Erhebung wurde beendet, als ein gewisser Sättigungseffekt deutlich wurde.

Es erfolgte – wenngleich eigentlich intendiert – weniger eine Zusammenarbeit mit Einzelpersonen, sondern eher eine Zusammenarbeit mit mehreren Mitgliedern von Jugendgruppen bzw. *community based organizations*. Wenngleich für diese natürlich die o.g. Auswahlkriterien Alter und Herkunft gelten, sind die eigentlichen Fälle die Jugendgruppen, nicht die Einzelpersonen. Eine Ausnahme bilden die Gruppen *Pamoja Empowerment and Resource Centre*, *Pamoja's Women Group*, *Environment Youth Group*, *Githurai Sports Group* und *Youth-to-Youth-Club Pamoja*. Von diesen Gruppen haben jeweils nur ein oder zwei Mitglieder an der Erhebung partizipiert. Das reflexive Interview wurde aber zusammen mit allen insgesamt sechs Partizipierenden dieser Gruppen geführt. Dies resultiert daraus, dass diese Jugendlichen zwar unterschiedlichen Gruppen angehören, aber einen gemeinsamen Freundeskreis bilden und die Jugendgruppen auch eng miteinander kooperieren, da jede Gruppe andere Arbeitsschwerpunkte, jedoch ähnliche Ziele hat. Tabelle 4.1 gibt eine Übersicht über die teilnehmenden Jugendgruppen sowie die Anzahl männlicher und weiblicher partizipierender Jugendlicher.

Tabelle 4.1: Übersicht über die an der Erhebung Partizipierenden (Fallauswahl)

Name der Jugendgruppe	Anzahl weibliche Partizipierende	Anzahl männliche Partizipierende
<i>Nyoda Initiatives</i>	1	3
<i>Nyayo Youth Development Group</i>	1	2
<i>Tujiunue Youth Group</i>	2	2
<i>KochFM</i>	2	3
<i>Korogocho Youth Group</i>	1	3
<i>Best Friends Self Help Group</i>		1
<i>Mdondo Youth Group Korogocho</i>		2
<i>Nyayo Visionary Youth Group</i>	2	
<i>Mwanga – Olympic Flame Arts and Music Group Korogocho</i>		2
<i>Miss Koch</i>	2	

<i>Pamoja Empowerment and Ressource Centre</i>		1
<i>Pamoja's Women Group</i>	1	
<i>Environment Youth Group</i>		1
<i>Githurai Sports Group</i>		1
<i>Youth-to-Youth-Club Pamoja</i>	2	
GESAMT	14	21

Quelle: Eigene Darstellung

4.8 GRUNDSÄTZLICHE FRAGEN ZU DEN BEDINGUNGEN DER DATENERHEBUNG

Um eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit gewährleisten zu können, werden die Entstehungsbedingungen, also jene Bedingungen, unter denen Fotos und Interviewtexte entstanden sind, im Folgenden entlang von fünf Fragen reflektiert. Die Auswahl der Fragen erfolgt nach Kuckartz (2016, S. 18).

4.8.1 Wer kommuniziert mit wem unter welchen Bedingungen?

Die Erhebungssituation ist geprägt durch die Kommunikation des Forschers aus Deutschland mit kenianischen Jugendlichen. Die Interviews wurden in englischer Sprache in Korogocho geführt, also im alltäglichen Umfeld der Probandinnen und Probanden. Es unterscheidet sich allerdings der konkrete Ort, an dem die Interviews durchgeführt wurden. In einigen Fällen waren dies die Räumlichkeiten einer der Jugendgruppen, in anderen Fällen war es ein Platz unter freiem Himmel (konkret dazu siehe Kapitel 5.1.2). Alle Orte, an denen die Interviews stattfanden, wurden von den partizipierenden Jugendlichen selbst ausgewählt. Im Unterschied zur Durchführung eines Interviews z.B. in Räumlichkeiten einer Universität, kommt diesen Orten keine vermeintliche ‚Schwelle‘ zu, insofern als der Ort von den Interviewten womöglich als fremd, ‚abgehoben‘ oder klassismen symbolisierend empfunden werden könnte. Der Forschende kommt also zu den Probandinnen und Probanden in ihr alltägliches Umfeld, nicht umgekehrt. Ganz bewusst wird dies so arrangiert, um die schlichtweg bestehenden Unterschiede zwischen dem weiß gelesenen Forschenden und den Partizipierenden – die aus einer Perspektive von Einkommenssituation und Bildungsgrad letztlich Hierarchien sind – nicht noch weiter zu verstärken. Die Wahl des Interviewortes sollte also zu einem Abbau von Hierarchien und zur Verstärkung eines vertrau-

ensvollen Verhältnisses beitragen, um im Rahmen des Interviews möglichst frei und unbefangen agieren zu können.

Die Bewertung der Situation ist nicht Gegenstand der Erhebung im Sinne, dass die Partizipierenden am Ende der Zusammenarbeit konkret hinsichtlich ihrer Einschätzung des Verhältnisses zwischen ihnen und dem Forschenden befragt werden. Aus der Perspektive des Forschers kann allerdings konstatiert werden, dass er im Moment der Begegnung durchaus das Gefühl einer Interaktion auf Augenhöhe verspürte – auch wenn, wie erwähnt, die äußeren Rahmenbedingungen durchaus auf Hierarchien hindeuten. Ein Indiz dafür ist die Wahrnehmung des Eindrucks, dass die Partizipierenden froh, und vielleicht sogar stolz waren, dass ihnen ein Forscher aus dem Ausland zuhörte und sich offenbar für sie und ihr Alltagsleben interessiert. Dieser Eindruck verstärkte sich im Nachhinein im Rahmen eines Chats mit einem der Partizipierenden über Facebook. Als dieser dabei erfuhr, dass die Ergebnisse der Erhebung in Korogocho auf dem *33rd International Geographical Congress* in Peking, China, vorgestellt wurden, konnte dieser dies kaum glauben. Er war erstaunt und erfreut zugleich, dass ein offenbar internationales Publikum Interesse am Alltagsleben der Jugendlichen in Korogocho zeigt.

4.8.2 Welche Forscher-Feld-Interaktion hat es bereits im Vorfeld der Erhebung gegeben?

Eine konkrete Forscher-Feld-Interaktion hat es im Vorfeld der Erhebung nicht gegeben. Dennoch ist dem Forscher Korogocho flüchtig von vereinzelt Besuchen im Jahr 2009 bekannt, als sich dieser mehrere Monate in Kenia aufhielt. Während in dieser Zeit Korogocho als *space* in allgemeiner Weise kennengelernt wurde, ist die Perspektive eines Slums als *place* insbesondere in anderen Slumgebieten – sehr intensiv in Mathare North 4A, aber durchaus auch in Kibera (und dort in den *villages* Silanga und Soweto East) – deutlich geworden. Der Alltag von Kindern und Jugendlichen in Mathare North 4A wurde im Rahmen eines Praktikums des Verfassers dieser Arbeit an der Future-Kids-Academy, einer *non-formal school* kennengelernt, während zivilgesellschaftliche Strukturen in Kibera im Rahmen der Teilnahme an einer von der Universität Trier in Kooperation mit UN-Habitat durchgeführten Projektstudie untersucht wurden. Im Vorfeld persönlich bekannt waren weder die an der vorliegenden Studie Partizipierenden, noch der *gatekeeper*.

4.8.3 Welche Informationen haben die Forschungsteilnehmenden vorab über das Projekt erhalten?

Während Carol L. Perryman und Barbara M. Wildemuth (2009, S. 139) empfehlen, den Teilnehmenden einer Studie einen möglichst umfangreichen und konkreten Einblick in die Intention des Forschungsvorhabens sowie den Umgang mit den zu erhebenden Daten zu geben, wurde diese Information im vorliegenden Fall auf ein Minimum beschränkt. So wurde gegenüber den Partizipierenden der persönliche Hintergrund des Forschers angesprochen und es wurde ein allgemeiner Überblick über das Forschungsprojekt gegeben. Ferner wurde eine Anonymisierung der Daten in Bezug auf konkrete Personen, nicht aber auf die Namen der Jugendgruppen bzw. Organisationen, erläutert und zugesichert. In Bezug auf die Aufnahme von Fotos wurde darum gebeten, sollten auf den Motiven Personen zu erkennen sein, diese um Erlaubnis des Fotografierens sowie späteren Verwendens und Veröffentlichens der Fotos zu bitten.

Bewusst wurde das Maß der Preisgabe von Informationen so gewählt, dass hinreichend Transparenz geschaffen wurde, aber möglichst wenig Hintergründe geteilt wurden, die zur Wahrnehmung möglicher sozialer Erwünschtheit in Bezug auf die zu generierenden Daten geführt hätten.

4.8.4 Wie gelingt die Anwendung der Methode reflexive Fotografie?

Zunächst war es intendiert, mit Einwegkameras zu arbeiten. Ähnlich wie in der Studie von Quaylan Allen (2012), der berichtet, dass derartige Kameras seitens der Probandinnen und Probanden als nicht ‚cool‘ genug erachtet wurden, erwies sich ihr Einsatz auch im Rahmen der vorliegenden Erhebung als schwierig. So schien die Bedienung ungewohnt und ein Wille zur Auseinandersetzung mit der genauen Funktionsweise aufgrund der anachronistischen Technik nicht gegeben. Daher wurde, ebenso wie bei Quaylan Allen (2012), auf Digitalkameras zurückgegriffen. Dies erwies sich als Vorteil, da keine zusätzliche Zeit zum Entwickeln der Aufnahmen eingeplant werden musste und die reflexiven Interviews unmittelbar im Anschluss an die Aufnahmephase erfolgen konnten, da die ausgewählten Fotos digital auf den Bildschirmen der Geräte und in Einzelfällen auch am Computer gezeigt werden konnten.

Im Laufe der Arbeit vor Ort wurde sehr schnell klar, dass strenge Einzelarbeit kaum umsetzbar ist. Da viele Jugendliche in Jugendgruppen organisiert sind, ließen sich Einzelinterviews nur schwer realisieren. Aufgrund der lokalen Struk-

turen, aber auch des Selbstverständnisses, dass man sein Leben im Kreise seiner Mitmenschen lebt, müssen die geführten Interviews als Gruppeninterviews bezeichnet werden. Mit Bezug auf den zugrunde liegenden theoretischen Rahmen (vgl. Kapitel 2) erscheint dies insofern sinnvoll, als Henri Lefebvre eine Abwendung von individualistischen Perspektiven fokussierte und den Prozess der Raumproduktion eher als kollektiven Prozess deutete (vgl. Schmid 2010, S. 204). Ferner gilt es als Charakteristikum partizipativer Forschungsmethoden, dass die Probandinnen und Probanden häufig Mitglieder in „community groups“ (Rose 2016, S. 317) sind.

4.8.5 Welche Rolle spielt soziale Erwünschtheit?

Der Aspekt der sozialen Erwünschtheit sollte sensibel reflektiert werden. Das Forschungsdesign ist bewusst so gestaltet, dass den Probandinnen und Probanden als Partizipierenden ein möglichst hohes Maß an Autonomie eingeräumt wird⁶. Würde dieser Mehrwehrt durch eine Verzerrung der Antworten der Partizipierenden aufgrund situationaler oder kultureller sozialer Erwünschtheit reduziert, wäre dies sehr schade. Wie in Kapitel 4.8.3 geschildert, kann davon ausgegangen werden, dass bestimmte Tendenzen aufgrund situationaler sozialer Erwünschtheit relativ gering sind, da mit der Partizipation in diesem Forschungsprojekt keinerlei Zusagen, etwa im Sinne finanzieller Unterstützung oder längerfristiger Zusammenarbeit, gemacht wurden, sondern deutlich die reine Erhebung von Informationen in den Vordergrund gestellt wurde. Dennoch ist sicherlich ein Verzerrungseffekt gegeben, der womöglich bereits als kulturelle soziale Erwünschtheit beschrieben werden kann. So ist die Präsenz internationaler NGOs vor Ort inzwischen sehr hoch und das Unterstützungssystem der Antragstellung lokaler CBOs bei internationalen NGOs weit verbreitet und unter den jüngeren Generationen etabliert. Einige Interviewpassagen erinnern daher an ‚NGO-Rhetorik‘, da Begriffe gewählt werden, die aus dem entsprechenden Diskurs bekannt sind (*empowerment, responsibility* etc.). Dies kann als Bias gedeutet werden, wenn den Interviewten unterstellt wird, sie würden die Darstellung dementsprechend wählen, da sie sich dadurch weitere Unterstützung durch NGOs erhofften. Die transparente und klare Darstellung des Forschers, dass er nicht mit NGOs oder vergleichbaren Organisationen zusammenarbeite, sondern rein aus Zwecken des Erkenntnisgewinns vor Ort sei, sollte dies allerdings verhindern. Insofern können Wortwahl und Ausdrucksweise auch so gedeutet werden, dass

6 Zur Begründung dessen siehe Kapitel 1.1 und 4.4.

sich jene ‚NGO-Rhetorik‘ inzwischen etabliert hat und die Alltagssprache entsprechend angepasst wurde⁷.

4.9 FORSCHUNGSETHISCHE REFLEXIONEN

Die offizielle Erlaubnis eine empirische Erhebung in Korogocho durchführen zu dürfen, wurde zu Beginn der Erhebungsphase von der Gemeindeverwaltung eingeholt. Dazu wurde ein ausführliches Gespräch mit dem *chief*, dem Stadtteilbürgermeister Korogochos, geführt. Dieser klärte mich umfassend über Sicherheitsaspekte und angemessenes Verhalten auf. Die Erlaubnis, die Studie wie geplant durchführen zu dürfen, wurde sodann mündlich erteilt.

In einem Vorgespräch wurden die potenziellen Probandinnen und Probanden über Konzeption und Intention des Forschungsprojekts informiert. Dieses Gespräch beinhaltete auch Informationen über die zukünftige Verwendung der von den Partizipierenden aufzunehmenden Fotos sowie der Interviewtexte. Es wurde darauf hingewiesen, dass dem Verfasser dieser Arbeit die Möglichkeit eingeräumt wird, das durch die Partizipierenden erstellte Datenmaterial zu veröffentlichen. Prinzipiell liegt das Copyright der Fotos bei den jeweiligen Fotografinnen bzw. Fotografen und es bedarf der Einwilligung der Übertragung der Rechte auf den Forschenden (vgl. Rose 2016, 267f.). Generell wäre dies schriftlich zu handhaben, indem eine entsprechende Erklärung durch die Probandinnen und Probanden unterzeichnet wird. Im spezifischen räumlichen Kontext der vorliegenden Studie ist ein derartiges Vorgehen allerdings kaum möglich, da mündliche anstelle schriftlicher Absprachen üblich sind. Schriftliche Absprachen werden häufig als gerade *nicht* seriös wahrgenommen. Vielmehr werden fragwürdige Maßnahmen der Regierung, etwa zum Erheben von Steuern, vermutet, weshalb derartige Verfahren bisweilen strikt abgelehnt werden. Entsprechende Vereinbarungen wurden daher im Rahmen von vertrauensvollen Gesprächen mit den Probandinnen und Probanden ausschließlich mündlich getroffen.

Bereits während der Transkription werden Anonymisierungen vorgenommen, was für qualitative Erhebungen gefordert wird (vgl. Helfferich 2011, S. 191). Allerdings gilt dies nur für personenbezogene Daten; die Namen der erwähnten Jugendgruppen werden bewusst beibehalten. Bei der Weiterverwendung des Datenmaterials im Rahmen der als *treatment* der Interventionsstudie

7 Zur Rolle und zum Einfluss von NGOs in der Entwicklungszusammenarbeit siehe u.a. Nuscheler (2005, S. 555ff.) und in Bezug auf NGOs aus Deutschland Wardenbach (2006, S. 186ff.).

konzipierten Unterrichtsreihe (siehe Kapitel 7.4) werden den Interviewauszügen fiktive Namen zugeordnet; so kann die Anonymität gewahrt bleiben und dennoch eine erhöhte Anschaulichkeit für die Schülerinnen und Schüler ermöglicht werden. Auch die Fotos werden auf den Arbeitsblättern originalgetreu abgebildet, das heißt, sie werden nicht aus Gründen der Anonymisierung bearbeitet. Mit Bezugnahme auf die *International Visual Sociology Association* führt Gillian Rose (2016, S. 361) aus, dass gerade bei partizipativen Forschungsprojekten eine komplette Anonymisierung – in dem Sinne, dass etwa wiedererkennbare Orte oder Personen auf Fotos nicht gezeigt bzw. z.B. mit Balken vor den Gesichtern versehen werden müssten – nicht notwendig ist und das Vorhaben, sofern der geplante Umgang mit den erhobenen Daten den Probandinnen und Probanden transparent gemacht wird, als ethisch angemessen gelten kann.